

1 Das Leiden und die moderne Menschheit

Menschliches Leid

Denkt man über das Leiden der Menschheit in der modernen Welt nach, so mag es hilfreich sein, sich zu erinnern, dass es die Suche nach einer Befreiung von den »vier Arten des Leidens« – Geburt, Tod, Krankheit und Alter – war, die den Shakyamuni Buddha vor mehr als 2000 Jahren bewog, seine Heimat zu verlassen, um den WEG zu suchen. Das Leid war auch zu seiner Zeit nichts Ungewöhnliches. Schon immer haben die Menschen ein leidvolles Leben geführt. Im buddhistischen Sprachgebrauch lautet die Bezeichnung für diese Welt *saha*, ein Ausdruck im Sanskrit, den man mit »die Welt des Ertragens« oder auch »das Land, wo man Demütigungen erduldet« übersetzen kann. Diese unsere Welt kann geradezu als ein fortwährendes Ertragen von Mühsal betrachtet werden. Von der Geburt und den ersten Momenten des Bewusstseins bis zum Grab konfrontiert uns das Leben endlos mit Schwierigkeiten. Innerlich leiden wir an unzähligen Leidenschaften, äußerlich unter Kälte, Hitze, Krieg und Hungersnöten. In einem alten Gedicht heißt es:

O die Mühen des Lebens,
O die Mühen des Lebens,
Pass nur selber auf!

Wir leben in einer Umwelt, die so viel komplexer ist als zur Zeit des Buddha. Wir sind in Sorge, die richtige Schule zu besuchen, uns um eine gute Stelle zu bewerben und den Lebensunterhalt zu verdienen. Man füge zu diesen Herausforderungen noch Verkehrsstaus, Lärmbelästigung und die Verschmutzung von Luft und Wasser hinzu, die allesamt den Blutdruck in die Höhe treiben; hinzu kommen die Schrecken von Krebserkrankungen und Kriegen. Kaum können wir zwischen einem Unglück und dem nächsten Atem holen. Mitten in dem immer intensiveren Kampf um die Existenz müssen wir uns kulturellen Erwartungen stellen, die uns auffordern, uns selbst zu unterdrücken und zu verleugnen. Wir leben unser Leben in ständiger Furcht, angstvoll angesichts der Bedrohung unserer Existenz als Spezies.

Zusätzlich leiden wir unter unseren materiellen Bedingungen. Ist auch die Armut nicht mehr so bedrückend wie in den Anfängen der modernen Industrienationen, ist die Lebensangst doch nicht geringer geworden. Die arbeitende Bevölkerung wird von den immer härteren tagtäglichen Anforderungen geradezu überwältigt. Trotz der Fortschritte in Wissenschaft und Technik, trotz der dabei eintretenden ökonomischen Erfolge führt doch insbesondere materielle Sorge wie schon in der Vergangenheit zum Unbehagen des modernen Menschen. Wie auch immer unsere materiellen Bedingungen sein mögen, es bleibt ein Abgrund spirituellen Leidens. Ehe er Suizid beging, hinterließ der berühmte Schriftsteller Akutagawa Ryūnosuke einen Abschiedsbrief, in dem er schrieb: »Ich werde von einer vagen und undefinierbaren Angst verfolgt.« Mit dieser »vagen und undefinierbaren Angst« stand Akutagawa sicher nicht allein da. Diese Form spiritueller Angst, die

schon immer und in allen Zivilisationen existiert hat, kann sehr wohl als das Schicksal der Menschheit betrachtet werden.

Im *Mumonkan*, der Koansammlung *Die torlose Schranke*, finden wir das Koan »Bodhidharma bringt den Geist zur Ruhe«:

Bodhidharma saß mit dem Gesicht zur Wand. Der Zweite Patriarch, der draußen im Schnee stand, schnitt seinen Arm ab und sagte: »Der Geist Eures Schülers findet noch keinen Frieden. Ich bitte Euch, Meister, gebt ihm Frieden.« Bodhidharma sprach: »Bring mir deinen Geist und ich werde ihm Frieden geben.«

Der Patriarch erwiderte: »Ich habe nach meinem Geist gesucht, konnte ihn aber nicht finden.«

Bodhidharma sprach: »So habe ich deinen Geist schon für dich zur Ruhe gebracht.«

Hier finden wir im Grunde den Schlüssel zu unserer Befreiung vom Leid. Würden wir den Unterweisungen (*teisho*) eines Meisters über dieses Koan frei von Vorurteilen und Konzepten lauschen, kämen wir unmittelbar zur Erleuchtung. Ich werde dieses Thema jedoch schrittweise angehen und es einstweilen nicht vertiefen, doch möchte ich betonen, dass uns als Menschen diese »undefinierbare Angst« immer begleitet hat. In dem eben zitierten Koan schnitt der Zweite Patriarch, Eka Daishi, obwohl ihn dieselbe Angst plagte, die Wurzel dieses Leidens ab, als er die Worte des Bodhidharma hörte – und dadurch gelangte er zur Freiheit. Seine Angst war jedoch nichts rein Persönliches; sie hat während der ganzen Menschheitsgeschichte existiert.

Man könnte das Leben geradezu als Veranschaulichung all der verschiedenen Formen des Leidens und der Angst ansehen. Aber die meisten Menschen machen keine ernsthafte Anstrengung, dieser Angst die Stirn zu bieten; stattdessen versuchen wir ihr zu entkommen, suchen zeitweilige Ablenkung in der äußeren Welt durch Alkohol, Glücksspiel, Pferdewetten, erotische Abenteuer, blendend helles Neonlicht und lärmende Musik auf unseren Straßen.

Die zeitweilige Betäubung unserer Sinne kann jedoch niemals das Problem der spirituellen Angst lösen; diese Angst ist grenzenlos, ein bodenloser Abgrund. Wachen wir aus einem Rausch auf, leiden wir immer noch an derselben öden und trostlosen Leere, finden aber nichts, mit der wir sie füllen könnten. Der berühmte chinesische Dichter Li Po hinterließ uns die folgenden Zeilen:

Ich zerteile das Wasser mit meinem Schwert
und sehe es von neuem fließen.
Ich hebe den Kelch, um meinen Schmerz
zu ertränken, doch auch er fließt erneut.

Und wenn wir immer stärkere Reize suchen, kann sich in ganz ähnlicher Weise das ursprüngliche Gefühl der Ödnis in Nihilismus verwandeln und in das Gefühl, unsere Existenz sei bedeutungslos.

Ignorieren der Sterblichkeit

Den Tod zu verleugnen ist eine Krankheit unserer Zeit. Abgesehen von denen, die etwa aufgrund einer unheilbaren Krebserkrankung den Tod unmittelbar vor Augen haben, ignorieren die meisten von uns den Tod und seine unausweichliche, bedrückende Realität. Vielleicht haben wir Menschen von Anfang an dazu geneigt, unsere Sterblichkeit auszublenden. In unserer schnelllebigen Welt sind wir aber so sehr in unsere täglichen Routinen verstrickt, dass wir kaum Zeit finden, an unsere Sterblichkeit zu denken. Irgendwo im Hintergrund unseres Geistes ist uns klar, dass wir alle sterben müssen, wir können uns aber kaum einigermaßen realistisch den Augenblick vorstellen, in dem wir aus dieser Welt gehen, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Sterben taten immer nur andere Menschen.

Überrascht merke ich, ich bin wie sie!

Diese ironischen Zeilen schrieb Sorori Shinzaemon, ein beliebter Höfling des Daimyos Hideyoshi; treffsicher verspotten sie unser fehlendes Bewusstsein vom Tode. Wir alle verfolgen mit unseren alltäglichen Handlungen irgendeinen Zweck. Heißt aber nicht unser impulsives, fast blindes Verfolgen eines naheliegenden Ziels, in gewisser Weise dem Tod den Rücken zuzukehren?

Gerade Menschen in Führungspositionen, insbesondere in Regierungen und im Finanzwesen, wo sie mit ermüdenden Agenden überladen werden, finden kaum Zeit, über ihr Leben

nachzudenken und sich mit dem eigenen Sterben zu konfrontieren, das ja dennoch mit unnachgiebiger Unvermeidlichkeit auf sie zukommt, Sekunde für Sekunde. Sie mögen sich klar machen, dass ihre Arbeitstage wie eine Einbahnstraße sind, halten die Frage nach Leben und Tod jedoch für das Problem anderer. Aber ganz egal, wie glanzvoll und prächtig ihre Beerdigung sein wird, welche Bedeutung wird das haben, wenn sie tatsächlich sterben?

In den fünftausend Jahren unserer geschriebenen Geschichte, mit dem Aufstieg und Zerfall ihrer Reiche, haben die Helden eines jeden Zeitalters ihre Spuren auf unterschiedliche Weise hinterlassen. Doch nach weniger als tausend Jahren sind ihre Errungenschaften fast immer verschwunden. Alexander der Große, Julius Caesar, Toyotomi Hideyoshi – ihre Geschichten ähneln sich: Betrachtet man sie unter dem Blickwinkel der Ewigkeit, werden sie ganz klein. Wo aber liegt die wahre Bedeutung unseres Bemühens? Das Diamant-Sutra sagt uns:

Alle Dinge sind wie Träume, Phantome, Blasen, Schatten;
wie Tau sind sie, wie das Aufleuchten eines Blitzes.
Als nichts anderes soll man sie betrachten.

Sicherlich müssen wir es anerkennen, wenn Menschen in ihrem Leben einen Zweck verfolgen und sich Tag und Nacht für dessen Verwirklichung einsetzen. Ihre Anstrengungen mögen der eigenen Familie, ja einer ganzen Nation Nutzen bringen. Wie bedeutend ihre Werke auch sein mögen, wieviel Mühe dabei auch aufgewendet wird, ihren wahren Wert können wir erst erkennen, wenn wir sie im Lichte der Realität des Todes betrachten.

Die heutige Moral

Eine andere Krankheit der Menschheit ist ihr Verlust von Moral. Niemals werde ich einen Vortrag des verstorbenen Koizumi Shinzō vergessen, des berühmten Erziehers und Präsidenten der Keio-Universität. Sein Vortrag stand unter dem Titel »Das Problem der Moral in Zeiten der Moderne«; ich will versuchen, ihn hier wenigstens teilweise wiederzugeben:

Hätte man die Gelegenheit, eine Gruppe von Studenten in ein Trainingslager oder ähnliches zu begleiten und ein paar Tage mit ihnen zusammenzuleben, so würde man ihnen gern einige Dinge mit auf den Weg geben, zum Beispiel: »Lüge niemals; sei immer wahrhaftig. Schone dich nicht und sei streng mit dir selbst.«

Sollte jedoch ein Student mir sagen, er wolle meinem Ratschlag nicht folgen und meine Worte nicht beherzigen, könnte ich allein aufgrund meiner Meinung, dass diese Dinge gut, richtig oder notwendig seien, nicht darauf bestehen, dass er so handeln müsse. Ich könnte ihm nicht sagen, das müsse so sein, weil er damit seiner Verpflichtung der Familie gegenüber nachkomme oder das Gefüge der Gesellschaft damit stabilisiere oder auch deswegen, weil diese Dinge an sich gut seien. Untersuchten wir die Philosophien verschiedener Zeitalter und Zivilisationen, würden wir für den Ratschlag keine haltbare Begründung finden.

Als ich seine Worte hörte, konnte ich mein Erstaunen kaum unterdrücken. »Ist das wirklich Koizumi Shinzō«, sagte ich mir, »der Lehrer der kaiserlichen Familie, der unter Pädagogen so hoch geachtet wird?« Seine Worte schienen mir kaum mehr als skeptischen Relativismus auszudrücken. Doch erfuhr ich wenig später, dass er kurz vor diesem Vortrag zum Christentum konvertiert war. Bei weiterem Nachdenken schien mir, auch wenn er das nicht explizit gesagt hatte, der Professor sei dabei von dem Gedanken ausgegangen, dass die Wurzel der Tugendhaftigkeit nicht allein in der Philosophie gefunden werden könne.

Lüge niemals, sei immer wahrhaftig.

Schone dich nicht und sei streng mit dir selbst.

Nimm keinem Lebendigen sein Leben.

Ehre deine Eltern.

All das sind großartige Einstellungen, doch kommt es dringend notwendig darauf an, die moralische Grundlage wiederherzustellen, von der aus wir solche Dinge lehren können. Der Verfall der Moral in der Moderne ist nicht auf Japan beschränkt, sondern bereitet in vielen Ländern der Welt Sorge, vor allem in Nordamerika und Europa. Konfuzianische Ideale, diese Säulen der Tugend im Zeitalter der Samurai, hatten bis zum Sieg über Japan im Zweiten Weltkrieg noch einen Einfluss. In der Nachkriegszeit jedoch verlor diese ethische Grundlage an Bedeutung, und es gab nichts, was sie hätte ersetzen können. Japanische Eltern haben keinen moralischen Standpunkt mehr, von dem aus sie ihre Kinder erziehen könnten, und auch Lehrer sind keine Wegweiser mehr für ihre Schüler. Für unsere

Existenz ist es jedoch notwendig, Friede und Ordnung auf die Basis einer anerkannten Moral zu gründen. Ohne eine solche wird die Menschheit wahres Glück niemals erreichen.

In der aus der Nachkriegszeit stammenden japanischen Verfassung werden die Rechte und die Würde des Individuums als grundlegende Prinzipien festgeschrieben. Allerdings haben weder Verfassungskundler noch Rechtsgelehrte viel zu der Grundfrage zu sagen, *warum* der Mensch mit dieser Würde ausgestattet sei. Man hält das für eine selbstverständliche Wahrheit. Nach dieser Verfassung ist Freiheit das fundamentale Menschenrecht: Freiheit von Knechtschaft, Redefreiheit, Glaubensfreiheit und die Freiheit, seinen Wohnsitz zu wählen. Im Gegensatz zu dieser starken Betonung der Rechte beruhte die frühere Meiji-Verfassung auf den Pflichten als grundlegendem Gerüst. Diese Veränderung des Blickwinkels zugunsten der Rechte hat die Illusion genährt, Grundrechte könnten ohne entsprechende Verpflichtungen existieren.

Die Anerkennung der Würde des Individuums schuf auch die Grundlage für das Prinzip der Gleichheit der Individuen. Gleichheit bedeutet jedoch Gleichheit vor dem Gesetz: Alle Individuen sind vor dem Gesetz gleichgestellt, und Unterschiede in ihrer Behandlung sind verboten.

Früher jedoch war die Ordnung der Beziehungen nicht vom Gesetz bestimmt, sondern folgte den Traditionen der Moral.

Die in der Verfassung festgeschriebene Gleichheit der Individuen hat jedoch letztlich den Geltungsbereich der Moral beeinträchtigt. Kinder glauben nun, sie hätten das Recht, sich den Ratschlägen ihrer Eltern zu widersetzen. Wir proklamieren die Gleichheit von Studenten und Lehrern; Studenten neh-

men sich dann die Freiheit, ihre Lehrer zu beschimpfen, und errichten sogar Scheingerichte, vor denen sie ihnen Vorwürfe machen.

Die Unantastbarkeit und Gleichheit des Individuums sind jedoch tatsächlich zwei Seiten ein und derselben Medaille, hier nur deshalb getrennt, um eine Erklärung zu versuchen. Was aber ist ihre Grundlage? Was ist dieses Eine? Warum sollen Menschen vor dem Gesetz in ihrer Individualität unantastbar und gleich sein? Die Grundlage dafür kann sich nicht allein in der Verfassung finden. Wir werden weder unantastbar noch gleich, nur weil die Verfassung das so festlegt. Daraus folgt, dass wir klären müssen, worin die Realität dieser Unverletzlichkeit und Gleichheit besteht. Tun wir das nicht, bleiben die in der Verfassung garantierten Rechte der Freiheit und Gleichheit nur leere Konzepte, Fabrikate des menschlichen Intellekts. In den nächsten Kapiteln werde ich versuchen, die zenbuddhistische Spiritualität zu entfalten und zu zeigen, wie diese unsere Unantastbarkeit und Gleichheit als Individuen klärt und bestimmt.